

Für mein Kommen mußte eine Ziege gehen

ÜBER MEINE GEBURT, die wahrscheinlich im Jahre 1952 stattfand, hatten sich meine relativ armen Eltern wohl nicht im Übermaße gefreut, war ich doch zu den bereits vorhandenen acht Kindern als das neunte Kind von derselben Mutter hinzugekommen. Es geschah in einem abgelegenen Ort, circa zwanzig Kilometer von Nador entfernt. Der Ort liegt an einem Berg, und es gibt dort mehr Felsen als freie Erdfächen. Von dort aus kann man das Mittelmeer gut beobachten, das sich zu einer bogenförmigen riesigen Mauer erhebt, die den Himmel berührt.

An klaren Tagen kann man kurz nach dem Sonnenuntergang die Gebirge Spaniens erkennen. Mein Vater hat nach islamischer Regel am siebten Tag nach meiner Geburt eine Ziege geschlachtet. Für mein Kommen mußte eine Ziege gehen. Er war Bauer, meine Mutter seine rechte Hand.

In unserem Haus lebten drei Familien: mein kinderreicher Vater und seine zwei ebenso kinderreichen Cousins, die den Hof mit ihm noch teilten. Unser Anteil an diesem Haus besteht aus drei Räumen, die allen Zwecken dienen, und hat einen ummauerten Hof von rund hundert Quadratmetern. Das vordere Zimmer, das man durch eine 170 mal 90 Zentimeter große undichte Tür betritt, ist 2,30 Meter breit, elf Meter lang und 2,60 Meter hoch. Die undichte Eingangstür besteht aus Holzbrettern unterschiedlicher Größe, die wir aus Warenkisten entnommen und auf einen dünnen Balken genagelt hatten, der, in einem oberen und unteren Mauerloch steckend, die Achse bildete und die Tür drehte. Zwei gerade Baumzweige unmittelbar davor wurden ebenfalls an der Mauer befestigt und dienten als Anschlagrahmen. Man kann die Tür verschließen. Von innen steckt direkt hinter der aufzuklappenden Tür eine unbeschädigte Hülse mit einem passenden fünfzig Zentimeter

langen Holzriegel. Am dunklen Ende des Raumes hat mein kräftiger Vater Säcke voll mit Getreide, Vorrat gestapelt. Im selben Zimmer sitzt eine Henne, die auf ihre sechzehn schönen schwarzweiß gestreiften Küken wartet. Ein Wanderkohleofen aus Ton ist da; er darf nicht fehlen. Er heizt alle Räume im Haus, auf ihm wird gekocht. Hier in dem relativ hellen Zimmer hat die Handmühle ihren festen Platz auf dem Boden in der einen Ecke.

Im letzten Drittel der Nacht kräht der Hahn einmal, nach einer bestimmten Zeit dann zweimal. Kurz vor der Morgendämmerung kräht er noch mehrere Male – immer zur selben Zeit im selben Rhythmus.

Das Mahlen der Gerste gehört in das letzte Drittel der Nacht. Beim zweiten Hahnenschrei – der auch Adhan, Gebetsruf, heißt, was nicht nur für Hähnekrähen steht, sondern auch die Erlaubnis bedeutet, aufzustehen, um das Morgengebet zu verrichten –, muß meine Mutter aufstehen, während alle Kinder noch schlafen, sich reinigen und dann einen Kübel Gerste mahlen. Diese harte Aufgabe gehört den Frauen allein.

Dem vorderen Zimmer schließt sich das Hauptzimmer an. Beide sind durch eine Tür in der Mitte miteinander verbunden. Am unteren Ende des Hauptzimmers kann man noch eine dunklere Bude betreten, die aus Ton und Holz gebaut worden ist. Darin liegen zwei flache, handbreit große Steine auf der feuchten Erde: unsere Waschanstalt. Ein ebenerdiges Loch, das aus der Bude herausführt, dient als Badewasserabfluß. Damit die nach Nässe suchenden Kröten nicht von außen durch das Loch in die Waschanstalt hereinkommen können, muß man das Loch direkt nach dem Waschen mit einem dafür bereitliegenden Stein verstopfen. Die Eltern benutzen die Waschanstalt täglich für ihre Ritual-Waschungen, wobei sie mit dem Wasser sehr sparsam umgehen müssen. Für alle Waschzwecke ist ein Stück Seife da, für die Haut, Haare, Wäsche und für das Geschirr. Das niedrige Dachgeschoß der Bude dient als Abstellraum. An der Decke des dunklen Hauptzimmers befindet sich eine

Öffnung, die an den Krater eines Vulkans erinnert. Sie sorgt für Helligkeit im Hauptzimmer. Eine Tonpfanne wird zum Öffnen und Schließen mit einem Stock von innen hin- und hergeschoben. Am anderen Ende des Zimmers steckt quer von Wand zu Wand ein gerader, stabiler Agavenstengel, im Durchschnitt circa fünfzehn Zentimeter dick, der unsere Kleider und (Bett)-Wäsche tagsüber trägt. Nachts wird alles heruntergeholt. Alle inneren Wände der aus Erde und harten Steinen gebauten Mauer müssen ausgebessert und danach mit weißer Erde verputzt und gestrichen werden. An der Mauer sind viele starke Holzhaken befestigt, damit Sachen wie Mehlvorräte, Butter, Bohnen, Webwerkzeug und anderes nicht auf dem Boden lagern müssen. Es gab auch noch einen starken Haken in der Mauer am Ende des Raumes, der half, die Geburt eines Kindes zu erleichtern. Da wir kein Frauenkrankenhaus mit einer Entbindungsstation hatten, fanden die Entbindungen zu Hause statt.

Dann gab es noch das Zimmer der Oma, die noch am Leben war: etwa zehn Quadratmeter, die meine beiden älteren Brüder mit der Oma zum Schlafen teilen durften.

Die Küche ist nicht so, sondern total anders. Brot, Couscous und Nudeln werden draußen in einer Hütte gebacken, die zu diesem Zweck aus Ton und Holz gebaut worden ist. Der Kamin in dieser Hütte ist eine leere Fünf-Kilogramm-Olivendose, die an beiden Seiten geöffnet wurde. In der rußgeschwärzten Backstelle sieht man drei schwarze Steine in der Größe von Melonen, die so gelegt sind, daß sie ein Dreieck bilden. Darauf steht eine Tonpfanne, die übrigens auf berberisch auch „Pfann“ heißt. Oh, ich konnte damals aus großer Entfernung schon das Aroma des frisch gebackenen Gerstenbrot riechen. Ein Laib Brot wird gebacken! Wie wunderbar duftete es. Hunger und reine Luft ließen mich alle Gerichte erraten. Oft bin ich in die Küche gegangen und habe meine glückliche Mutter vor der Tonpfanne auf einem Bund Heu sitzen sehen, einen verrußten Ast in der Hand, um damit die noch glühende Asche hin und

wieder zu rühren. Ihre Kleidung war ziemlich verräuchert, aber das war gar nichts Ungewöhnliches. Die Hütte hatte keine Tür, und man mußte sie auch nicht abschließen. Außerdem, wenn es im Winter kalt wurde, haben unsere beiden Schäferhunde in der Hütte auf Heu geschlafen. Auf unserem Hof, innerhalb der Mauer aus Steinen und Ton, lebten der Esel, unser Maultier, die Kuh mit ihrem Kalb, zwei Schäferhunde, dreißig Schafe und fünfzehn Hühner mit den Hähnen.

Wie wird man da mit der Sauberkeit fertig?

AUCH DIE BEDUINEN marokkanischer Herkunft behaupten, sie seien sauber, weil sie Moslems sind. Wie kann es stimmen, wenn sie weder Shampoo noch Zahnpasta oder Toilettenkabinen kennen?

Wenn ich von einem „Haus“ erzähle, dann meine ich damit die Wohnstatt, in der die große Familie, vom Urgroßvater bis zum Enkelkind der männlichen Kette, lebt und jedem von ihnen Schutz und Geborgenheit gewährt. Ein so verstandenes Haus kann aus mehreren Räumen und einem großen Innenhof bestehen. Jedes dieser Häuser steht in durchschnittlich dreihundert Metern Abstand vom nächsten Haus. Unser Haus stand auf einer freien Fläche von ein paar Hektar Land, die zur Hälfte für den Ackerbau nutzbar war. Die restliche freie Fläche ist felsig, steinig. Die Urgroßväter haben dort Kakteen und Agaven angepflanzt, die sich über Generationen hinweg selbständig fortgepflanzt haben. Auch Dornensträucher finden dort ihr Zuhause. Hier und da sind sie zu kleinen Dschungeln zusammengewachsen. Diese gesamte unebene Fläche mit einer Steigerung von vielleicht dreizehn Prozent gehört einer einzigen großen Familie. Wir kennen hier keine Mietwohnungen.

In diesen Häusern gibt es keine Toiletten. Als Moslem lernt man, wie man sein „Geschäft“ unter freiem Himmel erledigen

soll. Wir folgen dabei den Regeln der islamischen Rechtsschule der Malikiten: Die Steine, die für die anschließende Säuberung benötigt werden, muß man unbedingt vorher besorgen, und man sollte nur dort das „Geschäft“ erledigen, wo die anderen weder etwas vom Fall sehen, hören noch riechen können. Auch dort, wo man allein ist, darf man sich nur dem Bedarf entsprechend dafür freimachen. Während des „Geschäftes“ ist es nicht erlaubt, hin und her zu schauen. Beim Wasserlassen darf man weder die Richtung zur Kaaba, der Gebetsrichtung, einnehmen noch mit dem Gesicht der Sonne oder dem Mond entgegenstehen. Letzte Tropfen dürfen nicht in das Kleid dringen. Die meisten religiösen Männer, die sich einen noch weiter entfernten Platz als die Frauen aussuchen, nehmen etwas Wasser mit, um nach dem *Istidschmar* (Abputzen mit Steinen) die Schmutzspuren abzuwaschen und sich dann für die kommenden Gebete rituell zu waschen.

Jeder Marokkaner unterscheidet zwischen „Schmutz“ und „Dreck“. Für ihn gehören zum Schmutz: Urin, Stuhl, Samen, Blut usw. Beim Gebet darf davon weder etwas auf dem Kleid noch dem Leib oder dem Gebetsplatz sein. Zum Dreck gehören zum Beispiel Staub, Schlamm, Fett, Ruß, Mist von Kühen und Schafen und ähnliches. Auch das sollte man vor dem Gebet abwaschen, muß es aber nicht. Nach jedem Geschlechtsverkehr muß sich jeder Marokkaner waschen, aber danach vielleicht auch wieder in dieselbe Kleidung schlüpfen. Die heiße Sonne, die vielen Mistkäfer, der starke Regen, die zahlreichen kleinen Dschungel und die vielen Felsen sorgen dafür, daß für die wenigen verstreuten Menschen immer wieder neue Austrittsmöglichkeiten geschaffen werden. Beduinen vermissen die Toilette gar nicht. Ältere Menschen, die ihrem Bedürfnis immer dort draußen nachkamen, freuen sich darüber, keine Toilette in der Wohnung zu haben. Einer meiner Verwandten nahm seinen 75jährigen Vater aus dem Dorf mit in die neu gekaufte Wohnung in der Stadt Nador. Nur schwer konnte der alte Mann

mit der Toilette in der Wohnung zurechtkommen. Draußen auf dem Dorf war doch alles diskreter. Kein Mensch wußte wann, wo oder wie oft man seinen „Geschäften“ nachging. Aber hier in der Wohnung, da bekamen alle alles mit, sie hörten es, und vielleicht konnten sie es auch riechen. Und man mußte warten, weil vielleicht gerade ein anderer dringend sein „Geschäft“ machen mußte. Als ich einmal in einem Krankenhaus lag, sollte ich mein Wasser liegend in eine Flasche ablassen. Das war mir nahezu unmöglich, weil die dazu erforderliche Körperhaltung mir völlig ungewohnt war. Für einige von uns waren am Anfang auch diese hoch gebauten Toilettenstühle unbequem, weil sie es dreißig Jahre lang anders geübt hatten. Das merken wir immer wieder daran, daß der Benutzer, anstatt sich zu setzen, sich mit den Füßen darauf gehockt hat.

Wozu Tiere?

AN JEDEM MITTWOCH der Woche trug unser Maultier meinen Vater zum Wochenmarkt, von dem ich später berichten werde. Er liegt etwa sieben Kilometer von unserem Haus entfernt. Täglich holte das Maultier etwa sechzig Liter Wasser in zwei Tongefäßen von der fünf Kilometer entfernten Quelle, aus der es auch selbst trank. Unser Maultier hatte noch andere Aufgaben, die es gemeinsam mit unserem Esel verrichtete: Getreide dreschen, säen auf dem Acker, Tiermist auf die Felder verteilen. Unsere Kuh spendete der Familie ihre frische Milch und alle anderen Erzeugnisse daraus, aber auch den Mist. Das Kalb war für den Metzger. Alle paar Tage bestellten die Nachbarn Kuhmilch für ihren Couscous am Abend. Sie bekamen sie geschenkt. Milchverkauf war in den 70er Jahren noch eine Schande. Heute darf man sie verkaufen, aber nicht an die Dorfbewohner, sondern nur in der Stadt. Auch unsere Schafe wurden gemolken. Meine fleißige Mutter tat dies immer